

## Spaltung – auf dem Weg zur Einheit

Predigt zum 3. Sonntag i. J.: Jes 8,23b-9,3; 1 Kor 1,10-13,17; Mt 4,12-23

In dieser Woche begehen Christen weltweit die „Gebetswoche für die Einheit der Christen“ (18.-25. Januar). Und so möchte ich versuchen, die Texte dieses Sonntags einmal in diesem Kontext zu lesen.

Wenn wir versuchen wollen, den Grund für das Kommen Jesu in unsere Welt in einem Wort zusammenzufassen, so könnte es das Wort *einen* sein. Jesus ist gekommen zu *einen*, was getrennt, gespalten und verfeindet. Er ist gekommen, Gott und den Menschen zu *einen*, Völker und Menschen, und nicht zuletzt den Menschen mit sich selbst. Um es mit dem hl. Paulus zu sagen: „*Denn er ist unser Friede. Er (...) riss die trennende Wand der Feindschaft in seinem Fleisch nieder. (...) Er hat in seiner Person die Feindschaft getötet.*“ (Eph 2,14-16)

Dieses Werk beginnt Jesus in seinem eigenen jüdischen Volk, denn auch dieses ist zu seiner Zeit gespalten. Dies zeigt die Einleitung zum Beginn des öffentlichen Auftretens Jesu, wie es uns der Evangelist Matthäus schildert. Wir können noch sein Staunen und seine Verwunderung heraushören, dass nämlich Jesus nicht, wie es erwartbar gewesen wäre, sein messianisches Wirken im jüdischen Kernland, etwa in Jerusalem beginnt, sondern weitab im Norden, am äußersten Rand Israels, in einer Gegend, die die „echten“ Juden als „Heidenland“ abqualifizierten, als „heidnisches Galiläa“. Matthäus findet die Begründung dafür in einer Stelle aus dem Buch Jesaja, das diesem finsternen Landstrich ein rettendes und befreiendes Licht verheißt. „*Das Land Sébulon und das Land Naftali (...) das heidnische Galiläa: Das Volk, das im Dunkeln saß, hat ein helles Licht gesehen; denen, die im Schattenreich des Todes wohnten, ist ein Licht erschienen.*“

Genau das hatte die Lebenssituation der hier lebenden Menschen über Jahrhunderte geprägt: Eroberung, Vertreibung und Verschleppung, Besatzung, Fremdherrschaft, Gewalt und Überfremdung. Hier im nördlichsten Teil Israels hatten die Stämme Sébulon und Naftali gesiedelt. Im 8. Jahrhundert v. Chr. erlebten sie, wie die Assyrer ihr Gebiet verwüsteten und es zu einer ihrer Provinzen machten. Man siedelte Fremde an, so dass es jüdischen Glauben bald nur noch in Spurenelementen gab, was sich nur langsam änderte, als ca. 100 Jahre v. Chr. das Gebiet im Gefolge von Krieg und Eroberung wieder jüdisch wurde. Man vermutet übrigens, dass auch Vorfahren Josefs sich um diese Zeit hier neu ansiedelten und das Dorf Nazareth gründeten, abgeleitet vom Wort *nezer*, was übersetzt *Spross* heißt; gemeint ist *Spross aus dem Haus Davids* (vgl. dazu Jes 11,1). Dennoch – gläubigen Juden zur Zeit Jesu war Galiläa suspekt, weil wohl mehr heidnisch als jüdisch geprägt. Ähnlich wie das weiter südlich gelegene Samaria, das als häretisch galt (siehe dazu die Karten unten).

Ausgerechnet hier also – am „Rand“, wie Papst Franziskus so gern betont – beginnt Jesus sein öffentliches Wirken. Was aber tut er als erstes? Anstatt alleine loszulegen, aus sich gleichsam eine One-Man-Show zu machen – weil er es doch ohne Zweifel am besten kann – sammelt er Menschen um sich, die mit ihm zusammen verkündigen, heilen, die Dämonen austreiben und den Menschen die Nähe des Reiches Gottes an- und zusagen sollen. Es sind viele, die Jesus folgen, Frauen und Männer, aber aus ihnen wählt er eigens die Zwölf aus, um sie in seiner besonderen Nähe zu haben und in eine besonders intensive Schule zu nehmen.

Allesamt stammen sie aus dem verachteten Galiläa, und in diesen Zwölf will Jesus das gespaltene 12-Stämme-Volk Israel neu einen. Dabei achtet er gerade nicht darauf, dass sie gut zueinander passen, miteinander kompatible Ansichten vertreten oder ein ähnliches „Profil“ aufweisen, um aus ihnen eine möglichst homogene und harmonische Truppe zu formen. Am ehesten könnte das noch auf die vier Erstberufenen zutreffen, die beiden Brüderpaare Simon und Andreas sowie Jakobus und Johannes, die möglicherweise so etwas wie eine Fischer-Kooperative bildeten, um sich gegenseitig in ihrem Fischerberuf zu unterstützen. Aber bei den weiteren acht, die noch dazukommen werden, prallen größte Gegensätze, die das Judentums dieser Zeit prägen, aufeinander. Matthäus, der in den Zwölferkreis berufen wurde und uns das alles in seinem Evangelium erzählt, war Zöllner, damit ein Kollaborateur mit der römischen Besatzungsmacht, ein Verräter an der jüdischen Sache, dazu ein gieriger Ausbeuter und Halsabschneider, der im Auftrag der Römer den jüdischen Mitbürgern das Geld aus der Tasche presste. Simon, der Zelot, war, was seine politische Überzeugung betraf, das haargenaue Gegenteil. Er gehörte einer Gruppe von Eiferern an – das ist die Bedeutung von *Zelot* – die bereit waren, die Römer nach Art heutiger Dschihadisten zu bekämpfen, also mit Sabotage, Gewalt, Tötung. Dasselbe galt ohne

Zweifel für Judas Iskariot. (An ihm sieht man übrigens sehr gut, dass die Schule, in die Jesus sie nimmt, eine Schule der Freiheit ist. Er hatte sich frei *gegen* das entschieden, was Jesu tiefste Anliegen waren – und wurde so zum Verräter.)

Diese bunte Truppe, von der die Evangelisten immer wieder berichten, wie sehr sie sich gestritten haben – wer von ihnen der Größte (Beste, Schönste, Beliebteste, Klügste, Stärkste ...) sei; wer die vordersten Plätze im kommenden messianischen Reich ergattern würde, ... – wollte Jesus zu einer zusammenführen, die bei aller Unterschiedlichkeit in ihm, Jesus, begründet sein sollte. Wie wichtig Jesus gerade dieses Anliegen war, sehen wir daran, dass er nur wenige Stunden vor seinem Tod um gerade diese Einheit gebetet hat. „*Heiliger Vater (...) sie sollen eins sein, wie wir eins sind, ich in ihnen und du in mir. So sollen sie vollendet sein in der Einheit, damit die Welt erkennt, dass du mich gesandt hast.*“ (Joh 17,22f)

Wie sehr die Einheit von Anfang an gefährdet war, führt uns die heutige 2. Lesung aus dem 1. Korintherbrief vor Augen: „*Seid alle einmütig und duldet keine Spaltung unter euch*“, ruft Paulus den Korinthern zu. Offensichtlich gab es in der korinthischen Gemeinde Eifersucht, persönliche Feindschaften und gegensätzliche Meinungen, die sich in Parteiungen äußerten und sich zugleich ein frommes Mäntelchen gaben, indem man sich ja „nur“ auf die wichtigen Leute der Gemeinde bzw. Kirche berief: die einen auf Paulus, andere auf Apollos, wieder andere auf Petrus und schließlich, kurioserweise, auf Christus.

Was sich hier andeutet, hat leider die ganze weitere Geschichte der Kirche und der Christenheit geprägt. Die Versuchung, sich von dem einen Leib Christi abzuspalten, weil man (nach einem bekannten Diktum) „den eigenen Vogel für den Heiligen Geist hält“, hat die Kirche von ihren Anfängen an begleitet. Wenn man bedenkt, dass es zu Jesu größten Anliegen gehörte, Einheit, Frieden und Versöhnung zu stiften, im Kleinen wie im Großen: dass er die Wunden der Spaltung und des Unfriedens in seinem eigenen Volk heilen wollte; dass er eine Botschaft verkündet hat, die geeignet wäre, die gespaltene und zerrissene Menschheit im Frieden zusammenzuführen; und wenn man schließlich bedenkt, dass er wenige Stunden vor seinem Tod um die Einheit all derer gebetet hat, die an ihn und durch ihn an den Vater im Heiligen Geist glauben – dann sieht man, dass zu den wohl schwersten Sünden, zur größten Schuld, die man auf sich laden kann, gehört, zu spalten, Unfrieden zu stiften, Hass und Gewalt zu schüren, kurz: Einheit zu zerstören. Dies gilt schon für den Nahbereich der Familie, selbstverständlich im Großbereich von Staaten, Völkern und Nationen, wie wir es aktuell im mörderischen Krieg Putins gegen die Ukraine erleben, noch einmal besonders aber im Bereich der Kirche. Denn gerade sie sollte sich ja dadurch auszeichnen, gleichsam eine „Oase“ der Einheit und des Friedens inmitten einer zerrissenen Welt zu sein. Deshalb gehört es sicher – um ein aktuelles Beispiel aufzugreifen – zu den ernstesten Anfragen an das, was derzeit auf dem Synodalen Weg geschieht; denn die Befürchtung, dass es hier zu einem weiteren Schisma kommen könnte, ist durchaus begründet.

Wie aber ist mit schon geschehener Spaltung umzugehen, was ja die derzeitige Situation der Christenheit ist? Denn nur wenige von denen, die Mitglieder der katholischen, orthodoxen oder anglikanischen Kirchen sind oder einer der protestantischen oder freikirchlichen Gemeinschaften angehören, haben dies selbst gewählt. Die Regel ist, dass man in seine Glaubensgemeinschaft „hineingeboren“ wird und daher natürlich auch keine Verantwortung für die Spaltung trägt.

Ein verbreitetes Modell ist zu sagen: Es ist an der Zeit, über die Unterschiede hinwegzusehen und zu einer „versöhnten Verschiedenheit“, wie man sagt, zu gelangen, bei der nicht nur gewisse Unterschiede, sondern Widersprüche und diametrale Gegensätze auch in wichtigen Fragen stehen gelassen und als ganz normaler Pluralismus respektiert wird.

Die Frage ist natürlich, ob man sich für dieses Ökumene-Modell auf Christus berufen kann. Darf die Einheit auf Kosten der Wahrheit gehen? Eine solche Einheit wäre ja nicht mehr als eine rein organisatorische, eine äußerliche, der die innere Einheit gemeinsamen Glaubens in essentiellen Fragen fehlte. Zumindest wird man kein Wort aus dem Mund Jesu finden, das eine solche Auffassung stützen würde. Auch Paulus kennt ein solches Modell nicht. Er beschreibt die Kirche als den *einen* Leib Christi, dessen Kennzeichen die Einheit in der Vielfalt und die Vielfalt in der Einheit ist, also keines von beiden auf Kosten des anderen. *Pluralismus* ist Kennzeichen des Rechtsstaates, der weltanschaulich neutral sein muss, um das friedliche Neben- und Miteinander der unterschiedlichsten Religionen, Weltanschauungen und Glaubens- oder

Unglaubensgemeinschaften zu ermöglichen. Die Kirche aber ist nach dem Willen Christi Bekenntnisgemeinschaft, die plural, aber nicht pluralistisch sein darf, weswegen auch zwischen den Konfessionen immer wieder neu um die Wahrheit gerungen werden muss, darum also, was dem Willen Jesu und seinem Evangelium wirklich entspricht.

Aber durch die ökumenische Bewegung des vergangenen Jahrhunderts haben wir gelernt, mit einem anderen Blick aufeinander zu schauen als es bis dahin üblich war. Nämlich mehr auf das Gemeinsame als auf das Trennende zu blicken, gemeinsam zu beten – wie besonders in dieser Woche – uns gemeinsam auf Jesus Christus auszurichten, Anerkennung und Respekt vor der Weise zu haben, wie andere Konfessionen ihr Christsein leben, ja voneinander zu lernen. Für diese andere Sicht auf und den anderen Umgang mit Christen anderer Konfessionen können wir sehr, sehr dankbar sein. Und wir können es als „Einheit auf dem Weg“ bezeichnen; als eine Einheit, die noch nicht vollendet, aber schon in großen Teilen verwirklicht ist.

Wo immer wir aber Einheit ermöglichen, Frieden stiften, Versöhnung anbieten – ob im Kleinen oder im Großen, in der Familie, im Lebensumfeld, im Beruf, in der Gemeinde oder in der Kirche – dürfen wir gewiss sein, ganz im Sinne eines der wichtigsten Anliegen Jesu zu handeln.

Fällt mir ein Schritt ein, den ich in diesem Sinne tun sollte?

Bodo Windolf

